

Prolog – Galerie der Männlichkeiten

Dieser Text bezieht sich auf subjektive Wahrnehmungen und Beobachtungen aus der Alltagswelt der Geschlechter. Er kann als ontologischer Erfahrungsbericht eines Mannes gelesen werden, der das „alltägliche Spiel“ zwischen Männern, Frauen und anderen Identitäten mit dem Blick eines promovierten „Genderexperten“ erlebt. Den wissenschaftlichen Ausgangspunkt bildet meine Studie¹ aus dem Jahr 2003, die ich jüngst wieder gelesen habe. Im Sinne einer reflexiven Herangehensweise stelle ich Überlegungen an, inwieweit mein theoretischer Ansatz und seine Begründungszusammenhänge noch Bezüge zur gegenwärtigen Alltagswelt der Geschlechter herstellen können. Im Vordergrund stehen Aspekte von Männlichkeit, wie sie sich in unserer Gesellschaft zeigen; deswegen verwende ich - angelehnt an Robert W. Connell – auch an einigen Stellen den Plural. Wenn von *Männlichkeiten* die Rede ist, befinden wir² uns in einer Galerie, in der verschiedene und vielfältige Bilder von Männlichkeit und Mann-Sein ausgestellt sind.

In der Gender-Forschung unterwegs zu sein, hieß vor 25 Jahren, sich einerseits in eine demokratisch-emanzipatorische Wissenschaftsarena zu begeben und sich andererseits mit einer vermeintlichen Aufgeschlossenheit des wissenschaftlichen Personals auseinandersetzen zu müssen. Die Reise zog sich durch die Untiefen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung über die Meerenge der gesellschaftlich konstruierten Mann-Frau-Dichotomie bis hin zur Inselgruppe der Spezialthemen - wie etwa den hegemonialen Männlichkeitsattributen in der literarischen Moderne. Schon damals ging es im Grunde um ontologische Fragestellungen, die aber - anstatt sie zu vertiefen - auf Abgrenzungs- und Umdeutungsdebatten verlagert wurden. Frauen argumentierten aus der feministischen Perspektive und saßen in den Seminarräumen meist verständnisvoll nickenden Männern, die sich zwar gegen das herrschende Männerbild sträubten, aber keine eigene Position vertraten und die Geschlechterkampfrhetorik widerspruchslos über sich ergehen ließen, gegenüber. Dass dieser verpasste Schlagabtausch eher zu phänomenologischen Verstrickungen als zu einem offenen Diskurs führte, wundert im Nachhinein nicht. Den Fehdehandschuh, den Professoren und Seminaristen hingeworfen bekamen, betrachteten sie lieber aus einer verkopften Distanz. Sich als Person zu zeigen wurde tunlichst vermieden, denn der Gefahr, in irgendeine der unvermeidlichen Schubladen verfrachtet zu werden, wollte sich kaum jemand aussetzen. Eine klare Forderung der Frauen, die auch zur besseren Verständigung beitragen hätte können, hat jüngst Karin Howard, eine Feministin der ersten Stunde, geliefert: „So viel Unabhängigkeit wie möglich. Ein Beruf, der sie interessiert. Dass sie dafür genauso gut bezahlt werden wie Männer. Und dass die Gewalt aufhört.“³

Da ich eine wissenschaftliche Odyssee zu diesem Thema heute nicht noch einmal buchen würde, lege ich meine Gedanken in Form eines Essays dar. Manche Männer sind ja auf ihrer Reise durch die Wissenschaft auf der Insel der Lotophagen gestrandet. Für diejenigen, die sich seit Jahrzehnten am Geschlechter-Diskurs beteiligen, wäre eine solche Landung vielleicht eine willkommene Unterbrechung in der Auseinandersetzung mit Männlichkeiten und deren sagenhaften Optionen in Richtung sozialer, ökonomischer oder sexueller Orientierungen, die einem infiniten Regress gleichkommen: Die Bedingungen (von Männlichkeiten) erscheinen selbst wieder als ein Bedingtes gesellschaftlich konstruierter Geschlechteretiketten. Es gibt inzwischen eine Reihe neuer Begriffe für (sexuelle) Identitäten – und vielleicht mehr Spielräume, diese Identitäten (aus-)zu leben –, aber die unsägliche

1 Jürgen Strohmaier, *Sind Sozialpädagogen neue Männer?* Hamburg 2003

2 Mit „wir“ meine ich in erster Linie die Leser und Leserinnen dieses Textes und mich.

3 Karin Howard, einstige Anführerin der *Sozialistischen Arbeitergruppe zur Befreiung der Frau* in: *Süddeutsche Zeitung*, 21.05.2022

Frage, was ein Mann *ist*, dreht sich weiter im Kreis. Dass die Frage womöglich falsch gestellt ist und deshalb auch nie hinreichend beantwortet wurde, wird hier auch thematisiert. Und weil ich - angelehnt an Homer - den Zorn im reifen Moment besingen möchte, werde ich ihn bei meinen Ausführungen in angemessener Weise würdigen.

Auslöser für den Zorn ist eine fortwährende Diskreditierung von Männlichkeit als solche. Betroffen sind tendenziell heteronormative Männer mit weißer oder hellerer Hautfarbe, zu denen ich mich am ehesten zugehörig fühle. Die unsägliche Aufspaltung von Hetero- und Homosexualität führt dazu, dass männliche Sexualität als gefrorener Kompass für Lebensentwürfe festgelegt und gleichzeitig als Demarkationslinie für Zuschreibungen dient, die oft herzlich wenig mit konkreten männlichen Wirklichkeiten zu tun haben. Viele Männer, so meine erste Rückmeldung, zeichnen sich vielmehr durch eine fluide Heterogenität aus, die sich mit Unterschieden auseinandersetzt und die die weit verbreitete Zweiteilung in Hetero und Homo eher als Zumutung empfinden. Die Auseinandersetzung mit überkommenen Männlichkeitsattributen sollte aber nicht in den Echokammern des Selbstmitleids und der Männerrechtler geführt werden. Vielmehr benötigt es eine Positionierung, die der Dauerproblematisierung normativer Männlichkeit andere Entwürfe entgegensetzt. Zweifellos existiert eine milieu- und klassenübergreifende männliche Vorherrschaft über Frauen und schwächere Männer, die oft aus der Verkettung von Männlichkeit mit Machthunger, Herrschaftsphantasien und Gewalt resultiert und neuerdings als toxisch bezeichnet wird. Diese Verkettung hat das Männlichkeitsbild in der Moderne nachhaltig geprägt: „Männlichkeit muss gar nicht erst durch nachprüfbare Kausalketten mit dem Unerwünschten verknüpft werden. Sie erfüllt eine viel schlichtere Aufgabe: Sie ist die Kurzformel für Missstände aller Art. So wie wir gelernt haben, schneller Reize wegen Bildschirme und Plakatwände mit nackten Frauen zu füllen, so haben wir uns antrainiert, jedem Problem einen männlichen Defekt beizugesellen, der es irgendwie verursacht haben soll. Kausalitätspornographie.“⁴

Das Hetero-Label

Als wer soll sich ein „gestandener“ Mann, der die Erfahrungen des Scheiterns, Fallens und Stürzens in seelischer und körperlicher Hinsicht kennt, zeigen? Wenn er sich in erotischer Hinsicht zu Frauen hingezogen fühlt und seit seiner Jugend platonische Freundschaften zu Männern pflegt, die sich nicht so einfach in eine Schublade stecken lassen würden und wichtige Impulse für diesen Text gegeben haben? Trotz des „antimaskulinen primings“ (C. Kucklick) und der angeblichen Verteufelung heterosexueller Männlichkeiten lassen sich viele Männer mit dem Hetero-Label belegen. Hetero in toto? Ich lebe mit der Tatsache, dass diese Kategorie generell mit Dominanz verknüpft wird und sie an einen spezifischen Habitus gebunden ist - Heterosexualität als Machtinstrument. Ein Geschlechter-Forschungspaar resümiert hierzu, „dass es einen habituellen Kern männlicher Orientierung und Selbstidentifikation gibt, der sich auch dort noch geltend macht, wo die tradierte Geschlechterordnung expliziert kritisiert wird.“⁵ So ist Selbstkritik zuweilen nur mit einem Schuss Sarkasmus zu ertragen, weil sie gegen Phänomene wie Komplizenhaftigkeit und männerbündische Seilschaften wenig auszurichten vermag und deshalb eine Form subjektiver Reflexion darstellt, die sich im moralischen Korridor von „guten männlichen Eigenschaften“ hin und her bewegt. Den männlich-reflexiven Gender-Forschern ist es - trotz einer vielschichtigen Auseinandersetzung mit Männlichkeiten - aus meiner Sicht bisher nicht

4 Christoph Kucklick in: Die Zeit, 12.04.2012

5 Michael Meuser/Cornelia Behnke in: Widersprüche, Multioptionale Männlichkeiten, Bielefeld 1998, Seite 9

gelingen, außerhalb des Wissenschaftsbetriebs ein selbstbewusstes und empirisch abgesichertes Konzept der Männlichkeiten anzubieten, das einerseits auf die Diskriminierung des Weiblichen verzichtet und andererseits ohne Weichmacherei des Maskulinen auskommt. Manchmal gewann ich den Eindruck als würde mit dieser Auseinandersetzung ein Motor in seine Einzelteile zerlegt und danach nicht mehr zusammengebaut werden können. In eine Frage gebracht haben diese Dekonstruktion Trinkaus und Völker: „Welche Konzepte von ‚Männlichkeit‘ werden der kritischen Situation von Uneindeutigkeit, Dezentrierung und Unbestimmtheit entgegengestellt?“⁶ Weil Männlichkeit ein organisierendes Zentrum und eine haltende Mitte fehle und die industriegesellschaftlich geprägten Wirtschafts- und Sozialmodelle ausgedient hätten, wird Verlust von Eindeutigkeit, ja sogar von Deutbarkeit, attestiert. Männliche Lebensentwürfe erhalten unter diesem Blickwinkel eine neue Bedeutung, wenn diese sich noch stärker im Graubereich zwischen Bestimmtheit und Unbestimmtheit verfangen und ins Schwanken geraten. Männlichkeitskonzepte können dadurch krisenanfälliger und orientierungsloser werden. Damit erhöht sich der Risiken- und Gefahrenanteil aus existenzieller Sicht erheblich. Was sich zeigen kann, ist „ein bewegliches Spektrum von Menschen, die mehr oder weniger aggressiv auf gewohnte Normalitätsannahmen, Grenzsetzungen und Naturalisierungen pochen - entgegen der Dynamiken der Dezentrierung und gegen die sozialen Zumutungen der Prekarisierung.“⁷ Hegemoniale Männlichkeit ist nicht so leicht zur Strecke zu bringen. Je größer der Verlust an männlichen Privilegien in Wirtschaft, Politik und Sozialbeziehungen, desto größer scheint die Anfälligkeit für aggressive Männlichkeitsstile, die paradoxerweise noch ihre Rechtfertigung aus einer vermeintlichen Opferperspektive ziehen. Der Verlust an Hegemonie scheint einem Opfer der eigenen Männlichkeit gleichzukommen. Ist der „binäre Mann-Frau-Horizont“ erst einmal überschritten, gibt es für gewisse Männerszenen im Kampf um Resthegemonie kein Halten mehr. Ihre Hilflosigkeit scheint in Hass umzuschlagen und sie bedienen sich beim alten Feindbild Frau, wie es etwa die sogenannten Incels (Involuntary celibate) tun. Es scheint tatsächlich an einer haltenden Mitte zu fehlen. Von Pierre Bourdieu können wir erfahren, dass es einer anthropologischen Herausforderung gleichkommt, wenn versucht wird, heterosexuelle Männlichkeit auf einen Ursprung zurückzuführen, die „auf einer ultrakonsequenten Affirmation des Primats der Männlichkeit fußt.“⁸ Wenn es je ein eindeutiges Primat von Männlichkeit gab, dann würden wir den Beleg dafür laut Bourdieu bei den Berbern im kabyllischen Bergland finden, wo rituelle und soziale Praktiken des Patriarchats scheinbar überlebt haben.

Das Ende der Eindeutigkeit

Ein Geschlecht zu haben bedeutet im Prinzip, sich zwischen anderen Geschlechtern zu bewegen und zu positionieren. In unseren Breiten lässt sich weder bei hetero- noch bei homosexuellen Männern Eindeutigkeit finden. Denn Eindeutigkeit ist Konstruktion und Fiktion zugleich, aber sie ist auch ein Machtfaktor. Auch bei Frauen. Wer mächtig sein möchte, muss eindeutig und entschlossen auftreten und darf keine Schwächen zeigen, schon gar keine Selbstzweifel äußern. Eindeutigkeit zählt zu den wesentlichen Affirmativen von Männlichkeit und hält Schwächen aus dem Spiel. Immer noch. Eindeutigkeit behindert die Suche vieler Männer nach den Wurzeln ihrer Männlichkeit, die selbst mit Hilfe von Ritualen

⁶ Stephan Trinkaus/Susanne Völker in: Diana Lengersdorf/Michael Meuser (Hrsg.), Männlichkeit und Strukturwandel von Erwerbsarbeit in globalisierten Gesellschaften, Weinheim und Basel 2016, Seite 186

⁷ Ebenda Seite 187

⁸ Vgl. Pierre Bourdieu, Die männliche Herrschaft in: Dölling, Irene/Krais Beate, Das alltägliche Spiel, Frankfurt/M 1997, Seite 156 ff

und Extremerfahrungen schwer zu entdecken sind. Auch wenn Selbsterfahrung mit einer maskulinen Rückbezüglichkeit verbunden wird, scheint sie tendenziell in der Mehrdeutigkeit zu enden. Mit anderen Worten: Es ist beeindruckend, wie sehr Geschlechterordnungen auf Eindeutigkeit ausgerichtet, in Wirklichkeit aber von Ambivalenz durchzogen und von ethnographischen Faktoren wie Herkunft, Sprache, Soziokultur, Religion usw. geprägt sind.

Deshalb treten Männer wie etwa der US-amerikanische Soziologe Phillip Longman auf den Plan, der wieder anthropologische Konstanten, wie die stammeserhaltende Schutzfunktion und die Zeugungsfähigkeit des Mannes, als ordnende Aspekte ins Spiel bringt und folgendes sagt: „Das heißt nicht, dass das Mittelalter wieder hereinbricht, auch wenn uns das künftige Patriarchat, gemessen an unserer liberalen Lebensweise „mittelalterlich“ anmuten mag. Es wird vielleicht mehr ein modernes Patriarchat sein. Frauen werden keineswegs wieder völlig der Produktion entzogen werden, aber Familie und Mutterschaft werden eine neue Bedeutung bekommen. Es wird eine Welt sein, in der der Ruf der Familie wieder etwas zählt. Der Name der Familie - der der Name des Mannes ist - wird wieder eine Ehre haben und wird den Familienmitgliedern als Antrieb dienen, dessen Namen Ehre zu machen.“⁹ Abgesehen von einer Tendenz, dass Frauen bei der Heirat anstatt eines komplizierten Doppelnamens den Namen ihres Mannes annehmen, scheint es auch um einen Selbstverteidigungsmechanismus eines modernen Patriarchats zu gehen, mit dem Väter in der Familiengründungsphase nach wie vor konfrontiert werden - vor allem, wenn beide Elternteile arbeiten und erziehen. Sie verhalten sich aber nicht mehr wie Praktikanten ihrer Frauen. Dies ist auch an dem zeitlichen Zuwachs und dem Engagement vieler Männer nicht nur für die Familie, sondern auch in der Familie erkennbar. Für viele Männer ist es daher selbstverständlich, dass Frauen auf dem Arbeitsmarkt in Konkurrenz treten und ihre berufliche Karriere trotz - oder gerade wegen - Kinder langfristig planen und ausbauen. Familiensoziologisch betrachtet handelt es sich hierbei um Entgrenzungsprozesse: Die Grenzen für Männer wie Frauen zwischen Haushalt, Reproduktion, Kinder und der Arbeitswelt haben sich sukzessive aufgelöst und damit beide Geschlechter vor neue Herausforderungen gestellt.

Diese Entgrenzungsprozesse wurden von vielen Männern zu Beginn dieser Dynamik als Krise erlebt, weil die männliche Lebensplanung in Frage gestellt wurde und die Ansprüche sich selbst gegenüber nicht mehr nur über den Beruf definiert werden konnten. So waren anscheinend „Männerdiskurse schon immer auch Krisendiskurse.“¹⁰ Zumindest wurden Lebenslagen von Männern und Männlichkeit tendenziell mit einem Krisenmodus versehen. Deshalb liegt es nahe, „dass sich Männlichkeit in Bezug auf Selbstbild, Geschlechterbeziehungen und Alltagsverhalten modernisiert hat, gleichzeitig aber auch in Spannungen steht, verunsichert ist, dass dabei Grundstrukturen tradierten männlichen Selbstverständnisses eine überraschende Beharrlichkeit aufweist.“¹¹ Muss ein tradiertes männliches Selbstverständnis per se etwas Negatives sein, solange Männer und Frauen nicht darunter leiden? Vielleicht ist es an der Zeit, dieses Selbstverständnis einmal auszubuchstabieren, um herauszufinden, was Männer sich darunter vorstellen. Können Männer für Ihre Frauen und Kinder sorgen¹² und ihnen Schutz ohne patriarchale Dominanz bieten? Wenn ein Mann sein Wort hält, ist er dann ein Traditionalist oder ein verlässlicher Partner?

9 Philip Longman, Interview in: Junge Freiheit, 16.06.2006

10 Lothar Böhnisch in: Aus Politik und Zeitgeschichte/Das Parlament, 01. Oktober 2012, Seite 25

11 Ebenda, Seite 25

12 Vgl. Jürgen Strohmaier: Das Prinzip der Sorge als Modus der Männlichkeit, www.jcs-context.de, 2014

Die formatierten und vermeintlich eindeutigen Welten von Frauen und Männern stehen sich längst nicht mehr nur gegenüber. Es gibt eine dritte Kategorie, die mit dem Ausdruck der Diversität (Diversity) umschrieben und von einem internationalen humanistischen Mainstream mitgeführt wird. Diversität ist aber in vielen europäischen Szenen nicht nur ein Bezugspunkt für individuelle sexuelle Orientierung, sondern auch ein politischer Begriff und Ausdruck einer progressiven Zivilgesellschaft. Die Publizistin Carolin Emcke sagte 2016 im Rahmen ihrer Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, dass Verschiedenheit kein Grund für Ausgrenzung und Ähnlichkeit keine Voraussetzung für Grundrechte sein darf - Verschiedenheit darf nicht zu Mechanismen von Ungleichheit führen. Wer auf Vereinheitlichung von Sexualität zielt, versucht sexuelle Diversität in ein homogenes Kollektiv abzudrängen. Die Diversitäts-Kategorie führt die Öffnung und Überwindung festgefahrener Geschlechtermuster aber dann ad absurdum, wenn sie diejenigen, die der Eindeutigkeit tradierter Zuschreibungen fliehen, weil sie sich als Andere erleben, in neue Zwinger verweist. In dem Maße wie stringent und mit Zislaweng sich die Fliehenden zu LSBTTIQ¹³ rechnen und gerechnet werden wollen, tragen sie selbst zu einer neuen Etikettierungsdynamik bei - auch wenn am Horizont ein Regenbogen erscheint. Ich nenne das paradoxe Diversität. Abgesehen davon, dass bei diesem Gender-Alphabet (LSBTTIQ) die heterosexuelle Orientierung fehlt, wird sie als Möglichkeit der temperamentvollen Auseinandersetzung mit anderen Orientierungen nicht in Erwägung gezogen. Heterosexualität betrachte ich als Aspekt von Verschiedenheit, die sich mit diversen Lebensformen im Spannungsfeld von Abgrenzung und Anziehung bewegt. Und soll Diversität nur von der sexuellen Orientierung oder und der Hautfarbe abhängig gemacht werden? Können Leidenschaften, Eigensinn, Widerspenstigkeit, Courage, Empathie oder Zorn nicht auch Indikatoren von Diversität sein?

Existenzielles Wertschätzspiel

Ontologisch betrachtet helfen Ausdrücke wie Diversität, Heterosexualität oder Gender allein nicht weiter. Ich gehöre zwar zu jenen, die sich im Körper eines Hetero-Mannes zeigen und sich dabei in mancher Hinsicht von anderen Körperorientierungen unterscheiden. So ist es ein phänomenologischer Akt, meine Seinsweise als Mann zum Ausdruck zu bringen.

Der Begriff Wertschätzungsspiel aus dem Begriffsbauwerk des Kölner Philosophen Michael Eldred, den er jeglicher Beziehungsform zugrunde legt, eröffnet einen anderen Zugang zu diesem Stoff und könnte dem Geschlechterdiskurs eine andere Richtung geben: „Wir präsentieren uns unseren Zeitgenossen und uns selbst, jeweils als wer wir sind und geworden sind. Solches Präsentieren bzw. Anwesen ermöglicht unser jeweiliges Sich-Zeigen in einem Anblick bzw. Sich-Verbergen in einem privaten Anblick, der von anderen und auch uns selbst eingeschätzt wird. Ob wertgeschätzt oder abschätzig von anderen eingeschätzt, hochgeschätzt oder unterschätzt, nehmen wir alle so oder so an diesem gegenseitigen Wertschätzspiel in unserer miteinander geteilten Zeit teil. Dabei schätzen wir auch auf uns selbst reflektierend unseren jeweilig erreichten Selbst-Stand ein in einem Spek-

13 GesellschaftsReport BW 2019, Ausgabe 3: Im Jahr 2016 waren nach einer Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) schätzungsweise 1,9 % der erwachsenen Menschen in Deutschland in ihrer sexuellen Orientierung (auch dem eigenen Geschlecht zugeneigt (Kroh et al. 2017). Sie sind also lesbisch, schwul oder bisexuell. Nach Schätzung der Deutschen Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität e. V. (dgti) beschreibt eine von 1 000 Personen ihre geschlechtliche Identität als transsexuell, transgender oder intersexuell (dgti 2019). Für Baden-Württemberg gibt es keine genauen Zahlen zur Anzahl und zu den Lebenslagen von LSBTTIQ-Menschen.

trum von Selbstüberschätzung bis zur Selbstunterschätzung.“¹⁴ Ob es sich um ökonomische, soziale, kulturelle, symbolische oder agonistische Formen zwischenmenschlicher Beziehungen handelt, immer geht es um den Wert, der in Beziehungen eingebracht, ermittelt und geschätzt wird. Die Wert-Schätzung meines Gegenübers ist gleichzeitig Einschätzung, an der ich meine Haltung ihm gegenüber ausrichte. Dieser Vorgang findet ständig und wechselseitig zwischen mir und anderen statt. Ich kann mir in meinen verschiedenen Lebensabschnitten die Frage stellen, wie ich mich im gegenseitigen Wertschätzspiel zustande bringe - und wie ich in den Stand versetzt werde, der zu sein, der ich bin oder zu sein glaube. Es ist nicht leicht in diesem gegenseitigen Wertschätzspiel als ein Wer zu Stande zu kommen. Und nicht zufällig haben die Autorinnen Dölling und Kraus die sozialen und sozialisierten Geschlechterkonstruktionen- und aufführungen von Mann und Frau im Alltag als alltägliches Spiel bezeichnet. Es macht jedenfalls einen Unterschied, ob ich in diesem Kontext von Geschlechterspiel oder von Geschlechterkampf rede.

Worum es geht: *Wer* ist der Andere? Und wie treffe ich in meinem *Wer-Sein* mit diesem Anderen zusammen? Die Gender-Debatte in Form des „Aneinandergeraten der Werseiden“ (M. Eldred) wurde an der Dichotomie Mann-Frau festgemacht und von dort aus hochgezogen. Sie fragt weniger nach dem *Wer* als Subjekt und Wesentlichem derjenigen, die sich begegnen, sondern nach dem *Was* als Objekt. Ist es eine Frau, ein Mann, ein Transvestit oder eine Diverse? Es geht um die Frage nach der Schublade, um Kategorien des Was-Seins und somit auch bei angeblich reflektierten und aufgeschlossenen Gender-Menschen um neue Konstruktionen und Zuschreibungen, von denen sie sich eigentlich lösen wollten. Die Lösung besteht eher darin, neue Schubladen oder eine Art Setzkasten mit kleineren Fächern zu konstruieren, der die Dichotomie zwar aufheben möchte, sie aber nur künstlich verkleinert. Es scheint sich gleichsam um Abgrenzungsprozesse gegenüber unbestimmten Labels wie um die Zugehörigkeit zu einer Gruppe mit einer bestimmten sexuellen Orientierung zu drehen. Dabei werden Widersprüche von Identitäten selbst übergangen, denn „Männlichkeiten sind keine homogenen, unkomplizierten Zustände des Seins, sondern eher innerlich gespalten und verkörpern einen Status der Spannung zwischen einander widersprechenden Wünschen und Verhaltensweisen.“¹⁵ Deswegen könnte sich der Versuch lohnen, diese Frage existenziell anzugehen und eine ontologische Ausgangslage dafür zu schaffen: „Der erste Schritt erwachender Umsicht des Einzelnen ist die Weise, wie er sich zur Welt stellt. Selbstsein ist, was erst aus einem Sein gegen die Welt in die Welt eintritt.“¹⁶

Wie also stellt sich ein Mann als sein *Wer* dar, wenn er ins Rampenlicht seiner Existenz tritt? Was soll er von sich sagen, was soll er preisgeben, wem fühlt er sich zugehörig und auf welche Dinge soll er sich als Mann fokussieren? Diese Frage könnte auch umgedreht werden: Wie stellt sich ein *Wer* als Mann dar? Ontologisch betrachtet sind Männer oder Frauen Seinsweisen, deren Erscheinungsweise männlich oder weiblich ist und die Grundform für weitere - diverse - Ausdrucksformen darstellen können. Diese Weiterentwicklung - oder in gewisser Weise Dekonstruktion - zweier Archetypen lässt gegenwärtig viele Fragen nach Identität und Lebenssinn in einem neuen Licht erscheinen. Ja, die ontologische Betrachtungsweise bringt die Frage nach dem Sinn der Existenz überhaupt hervor, „denn der Sinn von Männlichkeit muss etwas mit dem Sinn von Sein zu tun haben.“¹⁷ Ohne das

14 Vgl. Michael Eldred: Artefactphil vom 05.02.2021, www.arte-fact.org

15 Robert W. Connell in: Widersprüche, Multioptionale Männlichkeiten, Bielefeld 1998, Seite 93

16 Karl Jaspers, Die geistige Situation der Zeit, Berlin 1955, Seite 181

17 Michael Eldred, Phänomenologie der Männlichkeit, Dettelbach 1999, Seite 18

Wer zu verabsolutieren, eröffnet Eldred auf seinem ontologischen Weg eine Perspektive, indem er in den Rückspiegel blickt und auf die Antike schaut. Seine Blickrichtung deutet auf die ontologische Begründung sozialer Beziehungen, die in ihrem Wer-Sein in Existenzzusammenhänge eingebettet sind. In eine ähnliche Richtung schauen Trinkhaus/Völker, indem sie den Prozess der Dezentrierung des Raum- und Zeitgefüges, das eine Bedingung für kulturelle Praxen beinhalten und in männliche Lebenskonzepte eingeschrieben würde, aufspannen. Die DNA des dezentrierten Gefüges verändert sich auf der einen Seite zur Unbestimmtheit und mutiert dadurch zur „Nicht/Männlichkeit“. Auf der anderen Seite fordert sie „weiße, westliche, heterosexuelle Männlichkeiten“ heraus, die mit hypermännlichen, sexistischen und toxischen Gebärden unterwegs sind und ihr Zentrum mit Gewalt suchen.¹⁸ Hier wird die existenzielle Frage nach dem Wer-Sein nicht mehr gestellt, sondern wird auf das Spannungsfeld von männlich/nicht männlich verlagert. Wenn aber Männlichkeiten der Dynamik des Raum-Zeit-Gefüges unterliegen, befinden wir uns im ontologischen Gebiet, denn: „Weiblichkeit und Männlichkeit, Begehren und Sexualität sind auch Momente dieses Spiels der Nicht/Existenz, der Un/Bestimmtheit. Wie sich nach Irigaray in der Ontologie der Männlichen Herrschaft die Ortlosigkeit des Weiblichen öffnet, so sind Sex und Gender nicht nur und auch nicht in erster Linie als Fixierungen und Identifizierungen aufzusuchen und zu rekonstruieren.“¹⁹ Die Kategorie Geschlecht bringt sich in Stellung gegen die Unausschließlichkeit des Nichts. Männlichkeiten bleiben hier unbestimmt, sie haben kein Wer-Sein, kein Etwas, keine Identität, keine Mitte und sind keine Existenzform, sondern sind dem kern- und geschlechtslosen Nichts ausgesetzt, befinden sich außerhalb jeglicher Taxonomie. Somit wird hier eine andere ontologische - auf den ersten Blick abstrakte - Perspektive eröffnet, die ins Nichts führt. Sie führt ins Weg-Sein, ins Nicht-Sein und könnte dem konkreten Wer-Sein gegenübergestellt werden. Wäre da nicht die „Angst vor einem Brüchigwerden der Kategorien, denen sich die Stabilität der eigenen Positionierung verdankt“. Und diese Angst „ist verknüpft mit der Abwehr einer Unbestimmtheit, die den gesamten kulturellen Kosmos heimzusuchen droht.“²⁰ Aus meiner Sicht ist die Angst vor Unbestimmtheit kein rein männliches Phänomen, sondern korrespondiert mit dem basalen Wunsch sich und andere in einen Setzkasten zu setzen: Lieber das Unbestimmte bestimmen - auf die Gefahr hin, zu klassifizieren, normieren und etikettieren - als das so Bestimmte der Ambivalenz von Existenz und Nicht-Existenz preiszugeben. Der Ambivalenz gegenüberzutreten würde bedeuten, nach dem Grund des Existierens und nach dem Sinn von Existenzformen zu fragen.

Männlichkeit als Mythos

Zur Zeit von Sokrates (ca. 425 Jahre vor unserer Zeitrechnung) galt die Polis in Städten wie Athen und die von Männern dominierte Öffentlichkeit als *die* Plattform männlichen Daseins schlechthin. Dort musste sich behaupten und sich in Stand setzen, wer als Mann sich zeigen wollte, denn „der männlich Seiende ist namhaft mit seinen Hervorbringungen verbunden“.²¹ Stellen wir uns vor, wie antike Männer sich auf der Polis versammelten und mit ihnen der Phallus als Symbol der Fruchtbarkeit, der bei Erntedank-Festen im XXL-Format auf einem karnevalsähnlichen Wagen ausgestellt und durch die Stadt gezogen wurde.

18 Vgl. Stephan Trinkaus/Susanne Völker in: Diana Lengersdorf/Michael Meuser (Hrsg.), *Männlichkeit und Strukturwandel von Erwerbsarbeit in globalisierten Gesellschaften*, Weinheim und Basel 2016, Seite 180-187

19 Ebenda, Seite 191

20 Ebenda, Seite 189

21 Michael Eldred, *Phänomenologie der Männlichkeit*, Dettelbach 1999, Seite 56

Das Phallische galt ursprünglich als das Synonym des männlichen Seins. Das Phallische (Indogermanisch b(h)u oder p(h)u = aufblasen, aufschwellen) wurde in dieser Epoche assoziiert mit sozialem Status, Ruhm, Ehre, Glanz, Wohlstand. Beim antiken Phalluskult übernimmt der Phallus die Rolle eines Sinnbildes des Aufgehens und Blühens. Es ist eine Art des Sich-Zeigens und des In-die-Welt-Hinausstehens. Es liegt nahe, dieses Unverborgene mit der Ur-Heberschaft des klassischen Patriarchats zu verknüpfen, das aber im Sokratischen Sinne kein Herrschaftssystem, sondern ein Sozialsystem war. In dessen Zentrum stand das Credo, nur wer gut für sich selber sorgen kann, kann dies auch für andere - für seine Frau, seine Familie, seine Freunde und letztendlich für die Gesellschaft. Und Männer, die gut für sich sorgen, wissen dass der Penis „die Antenne des Herzens“ ist und Erektionsstörungen Vorboten eines Herzinfarktes sein können, wie der Urologe und Sportmediziner Frank Sommer herausgefunden hat.

Vor diesem Tempelvorhang ist die (Vor-)Herrschaft des Phallischen eine skurrile Erfindung jener psychoanalytisch-frauenbewegter Phantasien, die sich zwar an einem antiken Interpretationsschema orientieren, aber herzlich wenig mit männlicher Sexualität selbst zu tun haben. Der Phallus fungiert hier als herausragendes und bedrohliches Herrschaftssymbol des Patriarchats, kann aber nicht das Herrschaftsinstrument selbst sein. Das könnte eher noch für den Satyrkult gegen Ende des 7. Jahrhunderts vor Chr. zutreffen. Es ist nicht zu verkennen, dass Sexualität und Gewalt eine fürchterliche Verbindung eingehen können, doch die Reduktion des Phallus zur Waffe verkennt sowohl individuelle als auch strukturelle Entstehungszusammenhänge von Gewalt an Frauen durch Männer - etwa im Bereich der häuslichen Gewalt als Partnergewalt. Es oszillieren nach wie vor gängige Klischees, die es vielen Männern schwer machen, zu ihrer Sexualität zu „stehen“ und diese etwas gelassener anzusehen. Die Reduzierung männlicher Sexualität auf das Phallische bläst den Mann in seinem Wer-Sein derart auf, dass er sich selbst nur noch in ein Gockel-Sein retten kann und Gefahr läuft, sich der Lächerlichkeit preiszugeben. Die Reduktion männlicher Herrschaft auf ihre sexuelle Potenz taugt kaum als Ausgangspunkt für die Mythenbildung vermeintlicher männlicher Stärke. Sie stellt eher eine tendenziöse Reduzierung der patriarchalischen Lebensweise auf ein Organ mit einer im Grunde zu vernachlässigenden Größe dar und tut so, als ob dieses ständig in geschwellenem Zustand sei. Damit wurde auf voluntaristische Art und Weise die Verzweigung heterosexueller Männlichkeit, deren Wesen auf eine Dauer-Ständer-Mentalität gestutzt wurde, vorangetrieben. Auf einen Zustand, den kein Mann auf Dauer stellen kann und will. Freud hat ja in seiner Psychologie von der phallischen Phase gesprochen. Wenn der Phallus die Bedeutung hat, die ihm von je her angedichtet wird, dann dauert die phallische Phase für gestandene Männer ihr ganzes Leben lang. Ob Sturz oder Sex - dass er eben noch gestanden ist, wird hier als existenzielle Erfahrung gedeutet.

Diese Absurdität hat auch Ernst Jandl erkannt, er dichtete in weiser Voraussicht: *Phallus klebt allus!* Der epochenübergreifende männliche Sexismus ist einer Auseinandersetzung mit einem weiblichen Chauvinismus gegenüber weißen Heteros immer geschickt ausgewichen.

Mit dem Rückbezug auf die griechische Philosophie möchte ich verdeutlichen, dass ich hier in jenem europäischen Kulturraum bleibe, der sein empirisches Verständnis auf den mediterran-antiken Horizont der „alten Griechen“ ausrichtet. Dazu gehört auch die Auseinandersetzung mit Ereignissen und Phänomenen, die außerhalb menschlicher Wirklichkeiten liegen. So hat sich der Mythos des „starken Geschlechts“ oder des „echten Mannes“, der bis in Antike zurückreicht und dort wohl seinen Anfang nahm, im europäischen Raum

über drei Jahrtausende hinweg verfestigt. Männlichkeit bleibt anfällig für die Mythenbildung, wenn sie sich ihren Fiktionen nicht stellt und ihre Schattenseiten ausblendet. Diese Dynamik hat David D. Gilmore aufgezeigt, indem er den Arbeitsmythos, Männlichkeitsrituale und die jederzeit abrufbar sexuelle Potenz als Resultat eines anthropologisch gewachsenen Kulturkonzeptes herausgestellt hat. Auch rigide Normen und gesellschaftliche Sanktionen, die Männer auferlegt werden, sind seiner Theorie zufolge als Tiefenstruktur in das (moderne) Männlichkeitskonzept eingelassen. Auch wenn es Öffnungen und scheinbare Auswege gibt, dem hegemonialen Konzept von Männlichkeit zu entkommen, ist Gilmore der Ansicht, dass der Druck, *ein Mann sein zu müssen* immer noch sehr hoch ist: „Männlichkeit ist in den meisten Gesellschaften ein Test, eine Prüfung [...] Eindeutig ist, dass Männlichkeitskulte in direktem Verhältnis zu dem Grad von Ausdauer, Kühnheit und Selbstdisziplin stehen, den die männliche Rolle überfordert [...] Männlichkeitsideologien zwingen Männer sich bei Strafe des Identitätsverlustes erwartungsgemäß zu benehmen, eine Drohung, die offenbar schlimmer ist als der Tod.“²² Dieser Druck spiegelt sich auch in statistischen Erhebungen²³ wieder:

- Deutsche Männer bringen sich dreimal öfter um als Frauen - auf 100.000 Einwohner kommen 16,6 Selbstmorde, bei Frauen 5,3.
- Die seit 1871 erhobene durchschnittliche Lebenserwartung bei Frauen ist derzeit um 4,5 Jahre höher als bei Männern. Es ist in den vergangenen 150 Jahren in Deutschland keine Phase bekannt, wo sie ausgeglichen oder bei Männern höher gewesen wäre; das durchschnittliche Sterbealter bei Männern liegt bei 78,5 Jahren – bei Frauen beträgt es 83,3 Jahre.
- 67,1 Prozent der Männer bringen im Schnitt zu viel auf die Waage, bei Frauen sind es 52,9.
- 21,7 Prozent der Männer trinken mindestens einmal pro Woche Alkoholmengen, die als riskant gelten, bei Frauen sind es 17,2 Prozent.

Diese Werte sind nicht abschließend, doch sie illustrieren die Schattenseiten des Mythos und seiner permanenten Überhöhung von Männlichkeit. Zumal gesellschaftliche Rituale und Normen darauf abzielen, „den Mann“ zum „männlichen“ Verhalten zu konditionieren und ihn an der Flucht vor der Verantwortung gegenüber der Gesellschaft zu hindern. Insbesondere verkörpern bestimmte junge Männer eine der letzten Bastionen von Männlichkeit, indem sie sich tendenziell einer Durchsetzungskultur zuwenden, die geprägt ist von einem aggressiven Habitus und einer damit verbundenen Bedrohungskommunikation. Was ich aber dahinter zu erkennen meine, ist ein ethnisch-kulturell bedingtes Bedürfnis nach Beständigkeit und Zugehörigkeit, das sowohl im Orient als auch im Okzident über lange Zeit hinweg als patriarchalisches Prinzip männlicher Lebensbewältigung geherrscht hat. Dies drückt sich z.B. auch dadurch aus, dass der Eigenname des Mannes zuallererst die Ständigkeit und den Stand repräsentiert. Dazu dienen Wettkämpfe und Auseinandersetzungen als Form eines antagonistischen Aneinandergeratens: Männer bringen sich in Position, verschaffen sich Gehör, nehmen einen Standpunkt ein - ja sie bringen sich somit zu Stande.

Der Mythos der phalluszentrierten Männlichkeit ist auch in einer scheinbar aufgeklärten und demokratischen Gesellschaft nicht aufzulösen. Auch heteronormative Alphas (wenn das überhaupt stimmt) wie Henry Miller wehrten sich gegen den auferlegten hege-

²² David D. Gilmore, *Mythos Mann*, München und Zürich 1991, Seite 242

²³ U.a. Statistisches Bundesamt und *Journal of Health Mentoring*, Ausgabe 2/2017

monialen Zwang. Er sagte, dass sich die männliche Hegemonie ihrem Ende zuneige und sie den Kontakt mit der Welt verloren hätte.²⁴ Dies hat Miller schon vor der neueren Geschlechterdebatte erkannt - wohl wissend, dass ein Entkommen aus den hegemonialen Mustern immer noch schwerer erscheint als ein Prison Break aus Alcatraz. Eine Freisetzung aus dieser Rolle - ob freiwillig oder nicht - ist nicht ohne Weiteres möglich. Auch wenn so getan wird als könnten wir unsere Identitäten nach Belieben modellieren. Connell und Bourdieu „betonen die Unzulänglichkeit sowohl voluntaristischer bzw. subjektivistischer als auch deterministischer bzw. objektivistischer Erklärungen des Verhältnisses von Handlung und Struktur. [...] Die soziale Existenz eines Geschlechts ist an einen spezifischen Habitus gebunden, der bestimmte Praxen generiert und andere verhindert. Habitus bezeichnet ein mit einer Soziallage gegebenes System dauerhafter Dispositionen, einen gesellschaftlichen Orientierungssinn, der dem diskursiven Bewusstsein der Akteure weitgehend entzogen ist.“²⁵

So wird der Mythos des starken Mannes immer noch dadurch aufrechterhalten, dass er seine vermeintliche Stärke mit der vermeintlichen Schwäche der Frau kombiniert. Dort, wo der Mann stark sein muss, darf die Frau schwach sein. Der Anspruch an Männer, stark zu sein, wird aber nicht nur von der Männerwelt selbst aufrechterhalten, sondern diese Botschaft an die Männer geht genauso von den Frauen aus. Frauen wie Männer transportieren den Mythos gleichermaßen - in der je vorherrschenden Rhetorik des Wertschätzungsspiels - innerhalb unserer Lebenswelten hin und her. Natürlich ist der starke oder stärkere Mann - rein körperlich betrachtet - der weiblichen Konstitution in den meisten Fällen überlegen. Obwohl Frauen längst die Mucki-Buden erobert haben, können Männer ihre Körperkraft auch in postmodernen Gesellschaften immer noch in konstruktiver Weise unter Beweis stellen: Finden Sie mal ein paar Frauen, die Ihnen Ihr Klavier in den 3. Stock hochtragen. Wenn man überlegt, dass Männer als Jäger vor etwa 10.000 Jahren locker noch 4000 Kalorien pro Tag verbraucht haben und heute mit einem Softdrink aus dem Reformhaus auf einem ergotherapeutisch ausgependelten Stuhl im Fengshui-Büro sitzen, dann wird erst bewusst, wie stark sich der Zivilisationsprozess soziogenetisch auf männliche Lebensweisen ausgewirkt hat.

Die Nischen der Sozialen Arbeit

Die Beobachtung des alltäglichen Spiels zwischen den Geschlechtern mit ihren teilweise ausgetretenen Denkpfeilen bezieht sich (selbst-)kritisch auf den Kontext der Sozialen Arbeit und deren sozialwissenschaftlichen Bezugsrahmen. Von dort gingen wichtige Impulse für die Demokratisierung der Geschlechterbeziehungen aus. Aber auch diese treibt ihre Blüten und kann durch semantische Bändigung des Erotischen in ihren Arbeits- und Ausbildungsstätten diskursive Errungenschaften wieder ad absurdum führen. Anscheinend gibt es eine Gender-Kontrolle, die entscheidet, was sprachfähig und politisch korrekt ist und was nicht. Manchmal scheint es als würde der freie Flirt in die Dating-Portale verbannt werden. Welche absurden Züge diese Entwicklung bekommen kann, hat die Entfernung des Gedichts Avenidas von Eugen Gomringer (erhielt 2011 den Alice-Salomon-Poetik-Preis) von der Fassade der Alice-Salomon²⁶-Hochschule in Berlin gezeigt. Studierende und AStA fanden die Zeilen sexistisch - ein sinnliches Verhältnis zur Lyrik scheint hier

24 Vgl. Jürg Federspiel, *Melancolia Americana*, Zürich 1994, Seite 147

25 Michael Meuser/Cornelia Behnke in: *Widersprüche, Multioptionale Männlichkeiten*, Bielefeld 1998, Seite 15

26 Alice Salomon war Frauenrechtlerin, Sozialreformerin und Wegbereiterin der Sozialen Arbeit als Wissenschaft.

nicht mehr vorhanden zu sein. Stattdessen treffen wir auf aufgewühlte Gender-Seelen, die fürchten was sie nicht verstehen. Und scheinbar hat es auch niemanden vermocht, ihnen das zu erklären. Immerhin leuchtet das Gedicht inzwischen ein paar Straßen weiter in zwei Sprachen von der Hauswand der Berliner Genossenschaft „Grüne Mitte“. Dies ist natürlich ein plakatives Beispiel für die bereits genannte paradoxe Diversität, zeigt aber auch den gebrochenen Weltbezug der Gender-Security.

Ein Ergebnis meiner Dissertation war, dass Männer im Berufsfeld der Sozialen Arbeit die Möglichkeit zugespielt wird, mit ihrem Wer-Sein als Mann - und mit Männlichkeiten - zu experimentieren. Indem sie im produzierenden Gewerbe oder in den Bereichen Handel, Banken oder Versicherungen immer noch auf hegemoniale Strukturen treffen, können sich junge Männer während der Ausbildung in den Nischen der Sozialen Arbeit eher ausprobieren und mit Männlichkeit variieren. Dazu gehört auch, dass sie in der Erzieherausbildung, im Studium der Sozialen Arbeit oder im Freiwilligendienst den Habitus der Heterosexualität in Frage stellen können. Hier finden sie relativ offene Plattformen, um andere sexuelle Orientierungen zu erschließen oder ihre Sexualität neu zu modellieren. Sie bedienen sich Mitteln und Wegen der Selbstthematization, die mit der Frage oder dem Streben nach Autonomie verflochten werden können. Sie müssen aber erkennen, dass sie an bestimmte Männlichkeitspraxen gebunden sind, die man nicht einfach ablegen kann wie ein verschwitztes Hemd. Männliche Lebenskonzepte, die Bourdieu zufolge in habituellen Körperpraxen eingeschrieben sind, können zur Disposition gestellt werden, aber auch durcheinandergeraten, wenn sie auf den reflexiven Gender-Folien in den Fokus genommen werden. Wenn die normativen und moralischen Substanzen wie Sand durcheinandergeschüttelt werden, ist es eine Frage des Wer-Seins, ob sie den biographischen Verlauf eher befördern oder behindern.

Ironisch ausgedrückt scheinen es manche Sozialpädagogen nicht zu bemerken, dass sie, während sie mit ihren Gender-Experimenten beschäftigt sind, von manchen Kommilitoninnen überholt werden, wenn diese nach einer pädagogischen Hochschulkarriere streben. Auch wenn es sich hier nur um eine Tendenz handelt, stellt sich die Frage, ob sich in den Nischen Pädagogik und Sozialwissenschaften in den vergangenen Jahrzehnten etwa eine Form der hegemonialen Weiblichkeit herausgebildet hat. Von je her sind Frauen im Bereich der Sozialen Arbeit überproportional vertreten. Allerdings waren die Toppositionen über fast zwei Jahrhunderte hinweg überwiegend von Männern besetzt, auch im Bereich Lehre und Forschung. Es ist deshalb naheliegend, dass gerade in den Studiengängen der Sozialarbeit- bzw. Sozialarbeitswissenschaft nun auch Frauen repräsentiert sind (wenn nicht gar dominieren)²⁷, denn im Bereich des Sozialen hat die geschlechtsspezifische Aufteilung mit Hilfe der sozialen Konstruktion von Weiblichkeit traditionell die Frauen auf den Plan gerufen. Einige Professorinnen mussten sich das Attribut „Quotenfrau“ gefallen lassen, weil die Frage, ob ein Geschlechtsmerkmal bei gleicher Qualifikation von weiblichen und männlichen BewerberInnen den Ausschlag und den Vorzug für eine Stelle im Wissenschaftsbetrieb geben darf, zugunsten des weiblichen Geschlechts beantwortet wurde. Diesem wurde gewissermaßen ein Recht auf Bevorzugung eingeräumt, das nicht alle Geschlechter besitzen. Nachdem Frauen über Epochen hinweg offensichtlich von den Lehrstühlen ferngehalten wurden, sollte ihnen nun „bei gleicher Qualifikation“ der Vortritt gelas-

27 Eine eigene Erhebung an fünf ausgewählten Hochschulen in Baden-Württemberg hat ergeben, dass derzeit (Januar 2022) 60% der ProfessorInnenstellen von Frauen besetzt sind. Erhoben wurden Studiengänge der Sozialen Arbeit, Sozial- und Pflegewissenschaften, Sozial- und Rechtswissenschaften und vergleichbare Kombinationen. Es handelt sich um die Standorte der HS Esslingen, der Ev. HS Ludwigsburg und an drei DHSchulen: Stuttgart, Heidenheim und Villingen-Schwenningen.

sen werden. Nach Artikel 33 (2) GG hat „jeder Deutsche nach seiner Eignung, Befähigung und fachlichen Leistung gleichen Zugang“ zu öffentlichen Ämtern - ausschließlich die Qualifikation darf ausschlaggebend sein. Im Prinzip wurde am Grundgesetz vorbei ein Einstellungsprogramm zur Wiedergutmachung der Jahrhunderte langen Ausgrenzung von Frauen auf den Weg gebracht, das auf Kosten „gleich qualifizierter“ Männer ging. Nachdem eine ganze Generation alt gewordener honoriger Professoren das Feld geräumt hatte, durften endlich die Wissenschaftlerinnen ans Werk. Und das, obwohl das Rechtsgefühl vieler Kritikerinnen und Kritiker verletzt wurde und diese das auch zum Ausdruck brachten: „Sie empfinden es als Unrecht, wenn Frauen den Männern bei gleicher und erst recht bei geringerer Qualifikation bevorzugt werden, unabhängig davon, ob dies dem Ziel der Gleichstellung von Frau und Mann dienlich ist oder nicht. In der polemischen Rede von *Quotenfrauen* kommt diese weit verbreitete Unrechtssituation besonders drastisch zum Ausdruck. Aber wird einem Mann tatsächlich ein Unrecht zugefügt, wenn aus Gründen der Gleichstellung statt seiner eine Frau eingestellt wird?“²⁸ Die Frage könnte auch lauten: Findet ein Sozialpädagogik-Student während seines Studiums überhaupt männliche Ansprache oder droht er im Ladiescamp der Wissenschaft die Orientierung zu verlieren? Wen wundert es, wenn er sich dann für die Entfernung von „sexistischen Gedichten“ einsetzt, weil er gar nicht wüsste, für welche Interessen er sich in seinem männlichen Wer-Sein sonst einsetzen könnte. Oder doch?

Die Nische in der Nische: Jungenarbeit

Seit über 30 Jahren gibt es in der Pädagogik den Begriff *Jungenarbeit*. Dahinter verbirgt sich ein geschlechterpädagogischer Ansatz, der gezielt auf Jungen und junge Männer ausgerichtet ist und als Ausdruck einer reflexiven Männlichkeit in der Pädagogik betrachtet werden kann. Dieser methodische Ansatz verlangt von Männern ein gerütteltes Maß an Empathie im professionellen Umgang mit Jungen in der pädagogischen Praxis. Mich hat der Sinn von Jungenarbeit immer gepackt, jedoch nie dieser gewerkschaftliche Begriff. Dessen Genese geht zurück auf den Ausdruck *Mädchenarbeit*, der einen eigenen feministischen Sinn- und Entwicklungszusammenhang ergibt. Jungenarbeit wurde im Prinzip als „Appendix zur Mädchenarbeit“ (so eine selbsternannte „Mädchenarbeiterin“) generiert. Es waren anfangs weitgehend Frauen, die im Hintergrund der Jungenarbeit die Fäden gezogen und ihren Kollegen die geschlechtsbezogene Arbeit schmackhaft gemacht haben. Es gab eine Diskrepanz zwischen Jungenarbeitern und jenen Männern, die eigentlich Jungenarbeit machten, sich aber nie als Jungenarbeit affine Männer gesehen hätten und auch gar nicht mit solchen in einen Topf geworfen werden wollten. Eine weitere Anzahl von Spezies hatte die Chance der Auseinandersetzung mit Autonomie und hegemonialer Männlichkeit an die Jungen delegiert und so den Kelch an sich vorübergehen lassen. Bei der Verlagerung der männlichen Selbstkonfrontation auf die Jungenarbeit haben diese eine Riesenchance liegen lassen, denn Themen wie Freundschaften zwischen Jungen, die sich einander öffnen, die sich vertrauen und sich nicht im Stich lassen, wenn das Leben die Melodie des Zweifels oder der Niederlage pfeift, lassen sich nicht ohne ein verbindliches Konzept mit sozial-emotionaler Intention aufgreifen. „Das ist manchmal wichtiger als der überdimensionierte Konsum von Männerliteratur. Das ist gesagt gegen all die-

28 Matthias Kayß, Johann S. Ach in: Das Argument 219/1997, Seite 237

jenigen, die erst zu vorzeigbaren Modellpersönlichkeiten heranreifen möchten, bevor sie sich zur reflektierten Jungenarbeit aufraffen.“²⁹

Die „wahren“ Jungenarbeiter aber wurden von vielen Pädagogen hinter vorgehaltener Hand mit Weicheiern gleichgesetzt: Empathie, Feinfühligkeit, Verständnis und die Offenheit, auch empfindlichen Themen wie Gesundheit, Sexualität, Ohnmachts-, Gewalt- oder Verlusterfahrungen Raum zu geben, wurde auf den Wärmepol effeminierter Männlichkeitsformen zurückverwiesen. So war es auch nicht verwunderlich, dass es immer auch Jungen gab, die bei der Ankündigung von Jungenarbeit erschrecken und das Weite gesucht haben. Schließlich entwickeln Jungen schon früh ein Gefühl für hegemoniale Männlichkeitsformen - und der empathische Jungenarbeiter gehörte da nicht dazu. Deshalb lieber flüchten, weil das unbekannte Terrain doch zu groß war. Wer wie der Autor zwei Jahrzehnte lang den Fußball als Schule der Männlichkeit durchlebt hat, hat für diese Form des maskulinen Eskapismus vielleicht doch noch ein Gegenmittel parat. Wie bei anderen Mannschaftssportarten, kann hier neben dem Siegesgefühl auch die Erfahrung des Schmerzes und der Niederlage gemacht werden. Die Thematisierung dieses Spannungsfeldes zwischen den Gewinner-Männer-Seiten und den Verlierererfahrungen gehört im Rahmen der pädagogischen Ausbildung auf den Gender-Lehrplan. Finden sich an den Hochschulen Professoren mit männlicher Vorbildfunktion für junge Männer, die selbst Vorbild in verschiedenen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe oder in Vereinen und Gruppen sein wollen?

Ob vor 30 oder drei Jahren eine Fachtagung zu Jungenarbeit ausgeschrieben wurde, macht keinen großen Unterschied. Auch wenn die Tagungsgurus noch so populär schienen und eine gewisse Euphorie der Teilnehmer zu erkennen war, musste bei diesem Nischenthema immer wieder von vorne angefangen werden - ein Prinzip der ewigen Wiederkehr. Natürlich finden sich immer Männer, bei denen eine solche Tagung eine Portion Neugierde weckt oder solche, die „immer schon Jungenarbeit“ machen und dies dort auch zum Ausdruck bringen. Die Einbettung jungenpädagogischer Methoden in die Strukturen der Vereins- oder Jugendarbeit bleibt bis heute aber abhängig vom Engagement einzelner Akteure. Sobald diese das Feld wechseln, fällt diese Methode wieder unter den Tisch. So piffig die Ansätze auch sein mögen, gegen die Schattenspiele hegemonialer Männlichkeit scheinen sie auch im Feld sozialer Arbeit machtlos zu sein. Diese homöopathisch anmutende Methode muss zwar nicht mehr gerechtfertigt, aber immer wieder neu erklärt werden. Sie bleibt ein Mauerblümchen in der (sozial-)pädagogischen Praxis, obschon sie mittlerweile mit fundierten Wissensbeständen z.B. der Gesundheits- oder Medienpädagogik kombiniert und bspw. an Schulen gerne gesehen wird - sofern es beim Aktions- oder Projekttag-Workshop einmal im Jahr bleibt!

Eine weitere Nische, wo der Begriff hegemoniale Männlichkeit zur Disposition steht, sind Männer-Seminare, die in den Sphären der Sozialen Arbeit oder von einschlägigen Fortbildungsinstituten angeboten werden. Sie werden manchmal kombiniert mit Managertrainings, sodass – wenn auch nur vorübergehend – die Möglichkeit besteht, männliche Muster hegemonialen Verhaltens in einem Wochenend-Seminar mit Schwitzhütten-Erfahrung und Geländespielen zu reflektieren. Männliche Selbstkonfrontation und Selbstveränderung ist ein Reflex auf sich wandelnde Geschlechterentwürfe und entspricht oft dem individuellen und ernst gemeinten Wunsch, sich aus dem Korsett hegemonialer Männlichkeit zu befreien.

29 Uwe Sielert, Jungenarbeit, Weinheim und München 1989, Seite 69

Wenn es in den Seminaren gelingt, den hegemonialen Strukturen auf den Grund zu gehen, merken die Seminarteilnehmer rasch, dass sich geeichte Männlichkeit nicht an einem Wochenende mit Schlammschlachten in ein autonomes Selbst verwandeln lässt. Die Tendenz, sich mit sich selbst zu beschäftigen, ist im Kontext der Individualisierung zwar lobenswert und sollte auch nicht karikiert werden, aber sie hat kaum Einfluss auf das System der „patriarchalen Dividende“ (R.W. Connell). Vielleicht hilft die Einsicht, dass wir nicht über ein Schnellwaschprogramm aus unserer Haut fahren können, mehr als die Illusion, die Szenarien der Abhängigkeit von tradierten Geschlechterrollen an einem verlängerten Wochenende zu überwinden. Der unmissverständliche männliche Anspruch auf Selbstveränderung ist ohne Erfahrungen des Scheiterns nicht zu haben. Scheitern als existenzieller Akt spielt dem männlichen Wer-Sein die Option zu, sich selbst mit anderen Augen zu sehen und sich einzugestehen, dass männliche Autonomie sich nicht an einer Berufskarriere messen lässt, die auf das Versagen eines anderen baut.

Trotz allem bietet der soziale Bereich für Männer nach wie vor beste Karrierechancen. Es gibt dort zahlreiche Leitungsfunktionen, die mit Männern besetzt sind, die teilweise zu patriarchalischen Leitungsmustern neigen und „ihre Einrichtungen“ führen wie eine Großfamilie. Ob es sich um einen konfessionellen oder nicht-konfessionellen Träger handelt, spielt dabei keine Rolle. Manche neigen dazu, die Experimentiermöglichkeiten, die sich auch ihnen während der Ausbildung oder beim Berufseinstieg boten, vom Chefsessel aus als Sozialklimbim zu betrachten. Diese Männlichkeitsmuster unterscheiden sich dabei kaum mehr von Profitunternehmen und führen dazu, dass soziale Unternehmen stringent betriebswirtschaftlich geführt und Pflugesätze mit harten Bandagen ausgehandelt werden. Frauen in solchen Positionen stehen ihren männlichen Widersachen in nichts nach, vor allem, wenn sie auf der anderen Seite des Verhandlungstisches sitzen. Diese kameralistische Engführung kann jedoch dort, wo praktische Sozialarbeit gemacht wird, nicht mehr nachvollzogen werden und führt oft zu einer bitteren Diskrepanz zwischen Praxis und Administration. Ralf Lange spricht hier von einem Stil, der sich, wie ich meine, auch im Sozialmanagement wieder findet „und sich durchaus mit modernen pragmatisch eingesetzten Sozialtechniken zur instrumentellen Beeinflussung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern verträgt [...]“³⁰. Allerdings sind seit diesem Beitrag über 20 Jahre vergangen und die „pragmatisch eingesetzten Sozialtechniken“ werden von Frauen im Sozialmanagement gleichermaßen angewendet. Insofern kann das von Lange so bezeichnete hegemoniale Muster nicht mehr nur auf „Männlichkeitsvorstellungen“ bezogen werden. Vielmehr können diese Sozialtechniken auch als Strukturwandel in der Erwerbsarbeit gedeutet werden, der auch dazu geführt hat, dass Frauen (nicht nur) im Sozialbereich Leitungs- und Machtpositionen eingenommen haben und diese mit einer Durchsetzungskultur ausüben, die hier eben als weiblich bezeichnet werden müssen. Damit wird im Verständnis von Michel Foucault offensichtlich, dass auch im Feld der Sozialen Arbeit Macht bzw. jede Machtposition selbst in ein Feld von Beziehungen eingelassen und nicht nur im Besitz bestimmter Akteure ist. Demnach gibt es kein absolutes Privileg auf Macht als unangreifbare Stellung.

Die Dynamik der Verstiegenheit

„Hochmut kommt vor dem Phall“: Was ist, wenn Versagen in sich selbst begründet ist? Wenn Männer merken, dass sie an bestimmten Stellen oder in bestimmten Lebenssituatio-

30 Ralf Lange in: Widersprüche, Multioptionale Männlichkeiten, Bielefeld 1998, Seite 49

nen nicht weiterkommen - dass sie sich verstiegen haben? Hilft dabei die Erkenntnis, etwas sein zu lassen, es dabei bewenden zu lassen? Das ist eine echte Herausforderung, weil damit letztendlich die Frage nach der Gelassenheit und der Besonnenheit gestellt ist: „Wenn Besonnenheit mit Herrschaft über Affekte oder Leidenschaften verwandt oder wesensgleich ist, manifestiert sie ein inneres Gefälle im Menschen: eine dramatische Verschiedenheit des Menschen von sich selbst, vor welcher er zwar ausweichen, die er aber nicht neutralisieren kann. Dafür zeugt die Redensart, jemand sei *stärker als er selbst* - was man auch *mit sich selbst überlegen* übersetzt.“³¹ Dieser Aspekt hängt untrennbar mit der Frage zusammen, wie gut sich der Mann selbst kennt, was und wie viel er von sich weiß und in Erfahrung bringen kann. Und inwiefern er sich das in Erfahrung gebrachte selbst beibringen kann - ob er sich auch selbst unterlegen sein darf. Inwiefern ist er in der Lage sich selbst einzuschätzen und die von Georg Simmel gewählte Formulierung zu widerlegen? „Unzählige Male scheint der Mann rein Sachliches zu denken, ohne dass seine Männlichkeit gleichzeitig irgendeinen Platz in seiner Empfindung einnehme [...].“³² Was geschieht, wenn männliche Erfahrungen sich in Empfindungen Raum verschaffen und sich die sonst behauptete Superiorität in Frage gestellt sieht? Kann und darf sich Erfahrung in einer eigenen Unterlegenheit oder gar in Selbstverachtung ausdrücken?

Wenn sich Männer in ihren Lebensformen verstiegen haben und sie an einer Felswand über dem Abgrund hängen, wo es weder ein Vorwärts noch ein Rückwärts gibt, scheint einzig der Karabiner noch Halt zu bedeuten. Der Schweizer Psychiater Ludwig Binswanger hat im Rahmen seiner Daseinsanalyse den Begriff der Verstiegenheit als eine Form des missglückten Daseins beschrieben: „Denn das Dasein *vergreift* sich sozusagen in der Wahl des Mittels, verrennt sich in eine einzige Erfahrungsmöglichkeit, die, unbeschadet der äußersten Konsequenz in ihrem tatsächlichen Vollzug, doch alle Zeichen der Inkonsequenz zeigt. Das ist es ja, was wir als *Unangemessenheit an die Lebenssituation* bezeichnen. Dieselbe zeigt sich nicht nur in der praktischen Untauglichkeit des ergriffenen Mittels, sondern zutiefst darin, dass das *Mittel* selbst alle Zeichen der Inkonsequenz der Erfahrung trägt.“³³ Die Erfahrung der Verstiegenheit soll hier nicht psychiatrisch vertieft, sondern als Metapher eines Dilemmas aufgegriffen werden, bei dem sich Männer selbst überschätzen und sich dabei derart in ein Ideal von sich selbst versteigen, aus dem es nur schwer ein Entrinnen gibt. Zumal die Schattenseite des Ideals für den Verstiegenen überhaupt keine Alternative darstellt und nackte Angst verkörpert. Wenn die Fiktion von sich selbst so von der Lebenssituation abweicht, dass sie jegliche Verbindung zur Realität verliert, stellt sich die Frage, ob sich dem Verstiegenen überhaupt noch Entscheidungsmöglichkeiten bieten, weil der Erfahrungszusammenhang nicht mehr hergestellt werden kann. Selbst wenn wir wie Hartmut Rosa Resonanz als Schlüsselkategorie für ein gelingendes Leben betrachten, kann die kritische Gegenüberstellung von Erfahrung und Erfahrendem eine Herausforderung darstellen: „Allerdings wird dabei zugleich deutlich, dass es mit einer einfachen Gegenüberstellung nicht getan ist, sondern dass die konzeptuellen Probleme an dieser Stelle erst anfangen.“³⁴ Was in den einschlägigen Männerseminaren als Selbst-Erfahrung herauf und herunter gebetet wurde, hat verdeutlicht, dass *vor* der Erfahrung einfach das Selbst steht. Das Selbst als Wer im ontologischen Sinne steht für die Konfrontation mit der Seins-

31 Peter Sloterdijk, *Du musst dein Leben ändern*, Frankfurt/M 2011, Seite 261

32 Georg Simmel, *GA Band 14*, Frankfurt/M 1996, Seite 220

33 Ludwig Binswanger, *Schizophrenie*, Pfullingen 1957, Seite 15

34 Hartmut Rosa, *Resonanz – Eine Soziologie der Weltbeziehung*, Berlin 2016, Seite 72

form als Mann, der sich in seinem Selbst gegenübersteht und sich in die Lage versetzt, aus der Erfahrung herauszutreten. Das setzt ein Verständnis von Erfahrung voraus, deren Substanz so lange Gültigkeit besitzt, bis sie durch eine neue Erfahrung ersetzt wird. Der Erfahrende greift somit auf einen Fundus zurück, der ihm die Möglichkeit zuspielt, einschätzen zu können, ob die Wirksamkeit einer erlebten Erfahrung Sinn macht oder nicht. Erfahrung ist nach Gadamer aber nur dann wirksam, wenn sie sich von ihrer Allgemeinheit lösen kann, denn „Erfahrung ist immer nur in der einzelnen Beobachtung aktuell da. Sie wird nicht in vorgängiger Allgemeinheit gewusst. Darin liegt die grundsätzliche Offenheit der Erfahrung für neue Erfahrung - nicht nur in dem allgemeinen Sinne, dass Irrtümer zur Berichtigung kommen, sondern sie ist ihrem Wesen nach auf ständige Bestätigung angewiesen und wird daher notwendigerweise selbst eine andere, wenn die Bestätigung ausbleibt.“³⁵ Der Erfahrende also stellt seine subjektive Erfahrung gegen die Objektivität der allgemeinen Erfahrung und sich gleichsam seiner Geschichtlichkeit als Mann. Anders gesagt: Möchte er sich aus dieser Erfahrung und ihrer Dynamik der Verstiegenheit befreien, kann er sie durchbrechen, indem er sich mit seinen Irrtümern konfrontiert. Aber nicht jede Erfahrung endet in einer Verstiegenheit, aus der sich der Verstiegene nicht mehr befreien kann. Wenn allerdings Nicht-Erfahrung als Kontrast herangezogen wird, könnte gefragt werden, ob diese überhaupt ein Geschlecht hat. Anknüpfend an die ontologische Spur des Wer-Seins wäre die Potentialität der Nicht-Erfahrung geschlechtslos. Erst durch die Option der Erfahrung mit ihrem Erfahrungswissen bringt ein Wer sich als männlich, weiblich usw. mittels Sozialisation in die Welt: Weil Menschen als Seiende vom Sein herkommen und weil ihnen durch Anwesenheit Geschlecht und Name zugewiesen wird. Die Offenheit der Erfahrung für Neues beinhaltet den Aspekt, dass sie nicht nur ihre Bestätigung sucht, sondern diese zu durchbrechen bereit ist.

Inwieweit diese Konfrontation mit Schlüsselbegriffen wie Entscheidung und Erfahrung zusammenhängt, wird ersichtlich, wenn diese mit dem Wer-Sein in Verbindung gebracht werden und sich dadurch von der Zuordnungspraxis der Männlichkeit lösen können. Diese Praxis drückt sich darin aus, dass einem „richtigen Mann“ von je her unterstellt wird, dass er entschieden und entschlossen bei seiner Lebensplanung und -gestaltung auftritt und sich durch nichts und niemand von seinem Vorhaben abbringen lässt. Auch diese Haltung ist anfällig dafür, dass der Entschlossene sich versteigt, weil er in einer zugespitzten Verbissenheit seine Angelegenheiten angeht und nicht mehr realisiert, dass er sich auf dem Holzweg befindet.

Eine andere Perspektive ist sicher, wenn Entscheidungen getroffen und nicht auf die lange Bank geschoben werden. Entscheidungen korrespondieren aber mit Entschlossenheit, sie sind nur dann wirksam, wenn sie auch umgesetzt werden. Das fängt schon morgens beim Rasieren an, erfolgt die Rasur nass oder trocken oder gar nicht? Und wer sich in der Frühe um halb sieben schon die Welt mit einem Rasierpinsel „Silberspitz Dachszupf“, in welchem ca. 20.000 Dachshaare in Bruyéholz oder Büffelhorn eingefasst sind, erschließt und entschlossen in den Spiegel schaut, hat schon eine erste Entscheidung getroffen, auf die noch weitere folgen können. Natürlich kann auch ein Bart die Folge einer Entscheidung sein - oder eben nicht. Die Entscheidung für die Rasur macht das Gesicht sichtbar, sie lichtet die Haut und hinterlässt einen Bartschatten, der die Signatur der männlichen Physiognomie entwirft.

35 H.G. Gadamer, Wahrheit und Methode, Tübingen 1990, Seite 357

Entscheidungen zu treffen ist eine gute Übung für die Entwicklung von Autonomie und Authentizität. Diese umzusetzen geht kaum ohne ein gewisses Maß an Entschlossenheit. Ich muss mich auch auf etwas festlegen können. Entschlossenheit wiederum hängt mit Entschlossenheit zusammen. „Die Entschlossenheit erschließt das Dasein auf neue Weise; das Dasein überblickt sein Leben als Ganzes von der Geburt bis zu seinem Tod.“³⁶ Wir haben ständig Entscheidungen zu treffen und stehen häufig vor einer Wahl, und das ist schwierig genug. Je mehr wir uns aber unser Dasein und unsere Welt erschließen und sie im Sinne des Verstehens begreifen, desto eher sind wir in der Lage uns für eine Entscheidung zu entschließen. Wir kommen vom Punkt zum Standpunkt, beziehen Position und sind von da aus als Männer greifbar und auch angreifbar. Wenn unsere Zeit, genannt Postmoderne, durch eine gewisse Beliebigkeit gekennzeichnet ist, die ja auch mit Vielfalt, Diversität, Wahl- und Entscheidungsmöglichkeiten sowie mit multioptionalen Verführungen korrespondiert, stellt Entschlossenheit im Denken und Handeln eine echte Herausforderung dar. So zeigt sich das Profil eines Mannes in der Weise, ob und wie er auf die Herausforderungen seines Daseins antwortet: „Erst wer sich selber tadelt, kann sich selber lenken.“³⁷

Autonomie statt Hegemonie

Den Begriff Hegemonie verwendet Connell in Anlehnung³⁸ an den italienischen Marxisten Antonio Gramsci³⁹, der diese Kategorie sowohl philosophisch als auch politisch-praktisch angewendet hat. Seine dialektische Anwendung bestand vor allem darin, dass er den Kampf zwischen Arbeiterklasse und Bourgeoisie um gesellschaftliche Verhältnisse, die nach Gramsci/Marx im Wesentlichen von ökonomischen Bedingungen abhängen, als Kampf zwischen verschiedenen „hegemonischen Prinzipien“ verstand. Connells Bezug besteht einfach ausgedrückt darin, dass Männer „den Staat machen“, d.h. innerhalb von politischen und ökonomischen Klassen den Ton angeben und so hegemoniale Prinzipien durchsetzen. Es besteht demzufolge nicht nur eine Konkurrenz zwischen Klassen, ökonomischen Interessen und staatlichen Privilegien, sondern auch ein hegemonialer, „unter Männern“ ausgetragener Kampf um die politisch-ökonomische Vorherrschaft, von der Frauen weitgehend ausgeschlossen sind. Zur historischen Praxis gehört eine scheinbar untrennbare Melange aus Männlichkeit und hegemonialen Ansprüchen, die auf Komplizenhaftigkeit gegenüber Frauen ebenso setzt wie auf das weit verbreitete System heteronormativer Hierarchien. Die institutionell und ökonomisch hergestellte männliche Dominanz und die Diskriminierung der Homosexualität durch die Majorität heterosexueller Männlichkeit ist immer noch salonfähig. „Ich fühle mich tatsächlich zu der Überlegung gezwungen, ob nicht Männlichkeit in sich selbst ein kulturell gebundenes Konzept ist, dass außerhalb der euro-amerikanischen Kultur wenig Sinn macht. Unsere konventionelle Sicht des Wortes Männlichkeit zeigt die Qualität eines Individuums, eine persönliche Eigen-

36 Michael Inwood, Heidegger, Freiburg i. B. 1997, Seite 93

37 Peter Sloterdijk, Zorn und Zeit, Frankfurt 2008, Seite 41

38 Vgl. ausführlicher dazu: Jürgen Strohmaier, Sind Sozialpädagogen neue Männer? Hamburg 2003

39 Antonio Gramsci (1891-1937) gilt als undogmatischer marxistischer Denker und Politiker. Der auf Sardinien geborene Philosoph engagierte sich gegen den italienischen Faschismus ebenso wie gegen den Stalinismus und war Mitglied des Zentralkomitees der kommunistischen Partei Italiens (PCI). 1924 heiratete er die deutsche Kommunistin Julia Schucht, im gleichen Jahr trat er als Abgeordneter der PCI ins Parlament ein. 1926 wurde er trotz seiner parlamentarischen Immunität von Mussolinis Polizei verhaftet. Während der nun folgenden Zeit im Gefängnis Turi (Bari) entstanden die „Quaderni del carcere“, die Gefängnisbriefe. Die Gefängnisbriefe gelten als das Hauptwerk von Gramsci und sind gleichzeitig Zeugnis eines tragischen Lebens. Kurz nach seiner Entlassung aus der Haft im April 1937 starb Gramsci an den Folgen der Haftbedingungen.

schaft, die in größerem oder geringerem Maße existiert; [...] Die Verbindung eines solchen Konzepts eines Selbst in der frühmodernen europäischen Kultur ist leicht erkennbar.“⁴⁰ Die Arbeiten von Connell und seiner Theorie der hegemonialen Männlichkeit bedeuten die Verknüpfung von Männlichkeit und Herrschaft zu Seilschaften, die von Machtinteressen zusammengehalten werden. Zu ihren Abziehbildern gehören nicht nur Männer wie Donald Trump, die auf der globalen Bildfläche erscheinen und nach einer Weile wieder verschwinden. Wir finden solche Zeitgenossen als disruptiv agierende und autoritäre Erscheinungen in Politik und in Wirtschaft, die nicht selten in kriegerische Auseinandersetzungen verstrickt sind. Sie sind auch sichtbar im Sport und in den Kirchen, wo systematische und epochenübergreifende sexuelle Gewalt gegenüber Schutzbefohlenen alltäglich und als Auswuchs von männerbündischen Konglomeraten erst möglich wurde. Und nicht selten agiert der hegemoniale Typus auf mehreren Bühnen gleichzeitig. Signifikant dabei ist, dass die Folie hegemonialer Männlichkeit sich über Epochen hinweg in bestimmten Systemen erhalten und stabilisiert hat. Das vorherrschende Was-Sein des Mannes scheint auf den großen Bühnen und Schlachtfeldern unbesiegbar. Um hegemoniale Interessen durchzusetzen, muss man aber nicht Präsident von den USA, Russland, der Türkei oder Brasilien sein. Wir finden männliche Hegemonien auch im kleineren Maßstab in Vereinen, Gemeinderäten oder akademischen Zirkeln. Und wer sich als Mann brüstet, dass seine Frau es nicht nötig hat, erwerbstätig zu sein, weil er genug verdient, bedient letztlich auch ein hegemoniales Muster. So ist „damit [ist] nicht gesagt, dass die jeweils offensichtlichsten Vertreter einer hegemonialen Männlichkeit auch die mächtigsten Männer sind. Sie können Vorbilder sein, zum Beispiel Filmschauspieler, oder auch Phantasiegestalten wie Filmfiguren. Sehr mächtige oder sehr reiche Männer können dagegen in ihrem individuellen Lebensstil weit von hegemonialen Mustern entfernt sein. [...] Aber diese Hegemonie entsteht trotzdem nur, wenn es zwischen dem kulturellen Ideal und der institutionellen Macht eine Entsprechung gibt, sei sie kollektiv oder individuell.“⁴¹

Männliche Autonomie habe ich immer als Antipode zur Hegemonie betrachtet. Das Wer-Sein als Existenzform ist in meinem Verständnis die ontologische Voraussetzung für Autonomie. Im Kantschen Sinne bedeutet Autonomie, einen eigenen Willen zu haben und sich selbst regieren zu können, also „absolute Selbsttätigkeit“. Der Begriff der Autonomie enthält also den Schlüssel zur freien Willensäußerung und damit auch zur Freiheit. Männliche Hegemonie funktioniert nicht ohne Abhängigkeitsverhältnisse- und deren Strukturen. Oft tritt die paradoxe Situation ein, dass sich Männer unabhängig von jemanden oder etwas machen wollen und dabei in neue - sogar in stärkere - Interdependenzen geraten. Auch weil sie nicht oder zu spät bemerken, dass sie in hegemoniale Strukturen gerutscht sind, die ihnen vermeintlich neue Freiheiten ermöglichen sollten. Ob es sich um emotionale, ökonomische oder soziale Komponenten handelt, spielt eine „untergeordnete“ Rolle. Heteronormative Männer müssen sich dabei mit spezifischen Phänomenen auseinandersetzen. Zum einen repräsentieren sie im Vergleich zu homosexuellen Männern die männliche Vorherrschaft par excellence und zum anderen wird heterosexuelle Männlichkeit mit der dominanten Variante in sexuellen Beziehungen gleichgesetzt; sie wird mit der klassischen Missionarstellung identifiziert, die eindeutig „oben“ agiert und die Unteren beherrscht. Diese Variante wird weitgehend Heterosexuellen vorbehalten, obwohl es eine phantasievolle

40 Robert W. Connell in: Widersprüche, Multioptionale Männlichkeiten, Offenbach 1995, Seite 30

41 Robert W. Connell, Der gemachte Mann, Opladen 1999, Seite 98

Bandbreite sexueller Orientierungen und Praktiken gibt – und immer schon gab. Herrschaftsbezogene Heterosexualität ist eine gesellschaftliche Konstruktion männlicher Lebensweisen, die in Wirklichkeit genauso anfällig für das Scheitern und für Diskriminierungen ist, wie andere Orientierungen auch. Würde sie umgekehrt nicht von dieser Konstruktion profitieren, hätte sie längst abgedankt.

Wenn die Lebensweise des Mannes als Seinsweise - also ontologisch - begriffen wird, stellt sich die Frage nach Autonomie stärker aus der Perspektive des Wer-Seins, nicht aus dem Was-Sein heraus. Der Status tritt an die zweite Stelle, die erste Person, die einen Namen trägt, ist es, die mir gegenübersteht und sich zeigt. Ich habe es dann mit einem Phänomen zu tun, das sich von sich selbst her zeigt und sich nicht über die Abgrenzung der Wesensart von Frauen definiert, sondern mit einer Person, die sich mir als solche in ihrem Wer-Sein erschließt. Für das männliche Wer-Sein als Form autonomer Männlichkeit stellt sich weniger die Frage, ob Männer andere herumkommandieren oder ihren SUV auf dem Parkplatz des Supermarktes so parken, dass sie gleich drei Plätze besetzen. Vielmehr bringt sich der Mann ins Spiel, weil er es versteht, seine Stärken zu kultivieren und auszuspielen, indem er seine Männlichkeit mit dem Facettenreichtum in geistigen, emotionalen, physischen und sozialen Angelegenheiten kombiniert und sich anderen gegenüber und sich selbst dadurch erst hervorbringt. Dazu gehört auch die erwähnte Zugehörigkeit. Zugehörig sein und Männerfreundschaften in Gruppen und Teams pflegen können, ohne sich dabei selbst zu verraten, kann ein Ausdruck von Autonomie sein, der für viele Männer ein zentraler Aspekt von Lebensqualität bedeutet. Wer für sich sagen kann, dass er eine haltende Mitte als Selbstbezug verspürt, merkt eher, wenn er sich von sich selbst entfernt. Wenn nicht, hat er vielleicht Freunde und einen Resonanzboden der Freundschaft, der ihn zum Vibrieren bringt. Dabei ist mir bewusst, dass ich eine Lebenswelt voraussetze, die sich durch eine gewisse Lokalität, Stabilität und Verbundenheit auszeichnet und die angesichts der angesprochenen Dezentrierung überhaupt erst hergestellt werden muss, damit Resonanzbeziehungen möglich sind.

Die Risiken, denen Männlichkeit zu Beginn des 21. Jahrhunderts in unserer Gesellschaft ausgesetzt sind, sind von der Männerforschung hinreichend beschrieben und haben ihre eigentümliche Dynamik auf der Oberfläche beibehalten. Die Männerforschung, so Walter Hollstein, „argumentiert nicht nur an den pragmatischen Bedürfnissen der Männer vorbei, sondern nimmt auch deren vielfache Bedürftigkeiten nicht wahr. [...] Dieser Mangel befördert den Antifeminismus, der in den vergangenen Jahren stark aufgekommen ist.“⁴² Diese Einschätzung trifft nicht ausschließlich zu, denn Sozialwissenschaftler wie Lothar Bönisch erkennen schon länger eine Diskrepanz zwischen der Flexibilisierung von Männlichkeit im beruflichen Sektor oder in der öffentlichen Wahrnehmung und den privaten Geschlechterarrangements innerhalb von Paarbeziehungen und Familienleben. „Der gemeinsame Tenor der gegenwärtigen Männerforschung lässt sich dahingehend zusammenfassen, dass sich hegemoniale Männlichkeit *flexibilisiert* hat und *ihre Ränder unscharf* (M. Meuser) geworden sind. Männlichkeit hat also an Eindeutigkeit und Selbstverständlichkeit verloren. Männlichkeiten und Mannsein werden heute im Arbeitsalltag, wo eine Kultur des Entgegenkommens der Geschlechter verlangt wird, anders gelebt, als dort, wo Männer *unter sich* sind, und wieder anders in der Partnerschaft, in der Aushandlungsmodelle angesagt sind.“⁴³ Wenn

42 Walter Hollstein in: Aus Politik und Zeitgeschichte/Das Parlament, 01.Oktober 2012, Seite 16

43 Lothar Bönisch in: Aus Politik und Zeitgeschichte/Das Parlament, 01.Oktober 2012, Seite 30

Männlichkeit aber innerhalb des Familienlebens und der Alltagsorge „an die Semantik männlicher Stärke und Autonomie anknüpft“⁴⁴, kann dies auch als Indiz dafür gelten, dass sich Stärke und Autonomie als Attribute der traditionellen Männlichkeit und der postmodernen Sorgearbeit innerhalb der häuslichen Atmosphäre keineswegs ausschließen müssen. Im Gegenteil: Das Private erfährt eine Bedeutungsaufwertung als Ort männlicher (Selbst-)Sorge und unterliegt nicht mehr der Abwertungsstrategie, die Hausarbeit und Erziehung der Berufswelt als Tätigkeit zweiter Klasse unterzuordnen wusste. Die Bedingungen des Wer-Seins als Mann im Modus der Heterosexualität haben in den vergangenen 20 Jahren an Komplexität nichts eingebüßt. Die selbstreflexive Auseinandersetzung mit lebensweltlichen Phänomenen, die sich im Sinne reflexiver Modernisierung gegenwärtig betont radikal von bisherigen Männlichkeitskonzepten unterscheiden möchte, kann dadurch eine Dividende für die Selbststeuerung und die jeweilige Lebensphase hervorbringen. Die Bereitschaft, sich in eine lebensweltliche Auseinandersetzung mit sich und anderen zu begeben, stellt eine Voraussetzung für greifbare und realistische Männlichkeitsformen dar - unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung.

Epilog – Männer mit Eigenschaften

Mann-Sein im Sinne von Männlichkeiten bedeutet heute, sich mit Fragen zu befassen, die das Kombinieren und Gestalten der beruflichen, öffentlichen wie privaten Lebenswelt gleichermaßen betreffen. Das könnte eine Antwort auf hegemoniale Formen und ihre Verstrickung in globale Machtstrukturen sein, die die Krisenanfälligkeit der modernisierten Männlichkeit ja erst hervorgerufen hat. Wenn Leidenschaft und Kreativität sich als Gegenpol zu Gewohnheiten und Irritationen durchsetzen, die anderen - und Männern selbst - schaden, wäre das eine sichtbare Ausdrucksform kulturellen Kapitals auf der Alltagsagenda postmoderner Männlichkeiten. Manifest werden diese Eigenschaften schon länger in verschiedenen Familienformen, Berufszweigen und Kulturszenen. Auf der einen Seite gelten zum Beispiel Musiker wie David Bowie, Lou Reed, Prince, Jimi Hendrix, Nick Cave, George Michael oder Keith Richards nicht mehr nur als individuelle Erscheinungsformen von Männlichkeit. Kreative Männlichkeiten mit Eigenschaften wie Entschlossenheit, Souveränität, Coolness und Sexappeal haben plurale und transnationale Formen angenommen, die auch als Gegenpol zu hegemonialer Männlichkeit betrachtet werden können und mit eindimensionalen Vorstellungen von Männlichkeit brechen. Andererseits sind anti-hegemoniale Männlichkeiten oder Männlichkeitsstile anfällig dafür, von hegemonialen Strukturen, wie sie auch in der Musikindustrie auftreten, vereinnahmt zu werden. Dies kann dann auch mit einem funktionalen Reduktionismus von Männlichkeit auf *den Musiker*⁴⁵, *den Künstler*, *den Androgynen* oder *den Schauspieler*, der *schwarz, braun, weiß* oder *bleich* ist und aus diesem oder jenem Land kommt, einhergehen. In Ländern oder Gesellschaften, deren Dynamik auf Leistung und Profit beruht, wirken hegemoniale Strukturen auch in Kunstszenen oder Subkulturen hinein – und sind Teil derer. Ja, der Antrieb von Subkulturen, Kunstschaffenden und kulturellen Minderheiten für ihre Musik, Malerei, Literatur und Politik resultiert geradezu aus Protest und der Kritik an hegemonialen Seilschaften in Politik und patriarchalischen Gesellschaften. Konkrete Utopien von Männlichkeit kommen nicht zufäl-

44 Vgl. Michael Meuser in: Diana Lengersdorf/Michael Meuser (Hrsg.), *Männlichkeit und Strukturwandel von Erwerbsarbeit in globalisierten Gesellschaften*, Weinheim und Basel 2016, Seite 174ff

45 Jimi Hendrix wurde und wird immer noch als Musiker wahrgenommen, der sich in ein „weißes Genre“ verlaufen hatte und wird überwiegend von „weißen“ Hörern gehört. Dazu gehört auch, dass er von der „weißen“ Plattenindustrie übers Ohr gehauen wurde. Heute wäre das so kaum mehr möglich, weil „schwarze“ Musiker ihre eigenen Labels besitzen. Vgl. hierzu Günther Jacob, *Agit-Pop*, Berlin 1994

lig aus der Welt der Kreativität, denn diese verfügen in besonderer Weise über experimentelles Potential für neue Formen von Männlichkeit.

Ich habe mich bei meiner Dissertation und auch an dieser Stelle auf ethnographische und „einzelgesellschaftliche“ Zugänge zu Männlichkeiten fokussiert und transnationale Aspekte der Männerforschung weniger berücksichtigt: „Der Kontext, in dem viele, wenn nicht die meisten Forschungen zu Männern und Männlichkeiten innerhalb des Patriarchats durchgeführt werden, war national oder einzelgesellschaftlich und berücksichtigte nicht das, was transnational dazwischen und jenseits liegt. Obwohl es zu kritischen Erkenntnissen über die Beziehungen zwischen Männern, Männlichkeiten, Nationen und Nationalstaatlichkeit kommt, bewegt sich die Gender-Analyse von Männern weitgehend im Zusammenhang und innerhalb der Grenzen des Nationalstaates wie etwa der EU. [...] Dennoch ist es zunehmend problematisch, Patriarchat ebenso wie Hegemonie auf eine bestimmte Gesellschaft oder Nation zu beschränken.“⁴⁶ Jeff Hearn führt an dieser Stelle einige transnationale Hegemonie-Arenen wie das Topmanagement von Konzernen, internationale Sportindustrie, Sexindustrie, Reproduktionstechnik (z.B. kosmetische Chirurgie) oder Kommunikationstechnologie und Wissensproduktion an. Er stellt sich die Frage, ob eine Technomaskulinität aus Indien oder Singapur Teil einer globalisierten Hegemonie (oder eine Alternative dazu?) darstellen. Führen nicht-westliche Formen von Männlichkeit zu anderen Geschlechterordnungen oder zur Umverteilung von Hierarchien? Auch wenn es scheint als wären transnationale Konzerne geschlechtsneutral, könnte auch künftig das „Gesetz des Dschungels“ gelten, solange Macht-räume durch hegemoniale Architekturen gekennzeichnet sind. Im hegemonialen Machtraum der Männlichkeit ist es nicht mehr von Belang, ob Männer tatsächlich anwesend, ansprechbar und greifbar sind (was in der Jungenarbeit eine zentrale Grundvoraussetzung bedeutet!). Die vermeintliche Anwesenheit genügt, solange privilegierte Positionen durch symbolische Macht abgesichert und ausgebaut werden können. Insofern durchdringt Hegemonialität auch den metaphysischen Raum, er bildet dabei eine Art aufgeblähten Airbag der Macht und Herrschaft.

Ich komme zur Schlussfolgerung: Es gibt keine amorphe Struktur von Männlichkeit, auch wenn diese durch real existierende patriarchale Hegemonien die Blattoberseite vieler Gesellschaften epinastisch zu verstärken scheint. Das Blatt hat sich gewendet: Ontologisch betrachtet sind männliche Formen des Wer-Seins (Männlichkeiten) jenseits hegemonialer Strukturen präsent und sichtbar. Es ist an der Zeit, sich den phänomenologischen Aspekten der Existenz und Sichtbarkeit von Männlichkeiten zuzuwenden und dabei hegemoniale Strukturen im Blick zu behalten. Zur autonomen Männlichkeit als Wer gehören Aufgeschlossenheit und Reflexivität, die das Spannungsfeld mit anderen Männern, Frauen und *diversen* Menschen erschließen, nicht das Verharren in angestaubten und überkommenen Mustern von Männlichkeit. Das Abenteuer der Suche nach alternativen Formen und Orientierungen⁴⁷ hat - zumindest aus der Perspektive der Männerforschung - schon vor ein paar Jahrzehnten begonnen und (neue) Männlichkeiten hervorgebracht, die jenseits stereotyper Männlichkeitsmodelle längst gelebt werden. Das erfordert Aufmerksamkeit gegenüber sich und anderen, gegenüber Diversität und asymmetrischen Machtverhältnissen zwischen Geschlechtern: „Die Herausforderung besteht darin, diesen doppelten Blickpunkt auf Diffe-

46 Jeff Hearn in: Diana Lengersdorf/Michael Meuser (Hrsg.), *Männlichkeit und Strukturwandel von Erwerbsarbeit in globalisierten Gesellschaften*, Weinheim und Basel 2016, Seite 17

47 Das ist nicht die erste Such- bzw. Schwulenbewegung in der Geschichte moderner Männlichkeit. Namen wie Oscar Wilde, Magnus Hirschfeld, Henry Miller oder Orte wie Monte Verita/Ascona sowie die Weimarer Republik oder die Studentenbewegung gelten exemplarisch für eine Gegengeschichte heteronormativer Männlichkeit. Vgl. dazu: Jürgen Strohmaier, *Sind Sozialpädagogen neue Männer?* Hamburg 2003

renz beizubehalten, ohne Geschlecht und andere strukturelle Machtverhältnisse zwischen Männern und Frauen zu vernachlässigen.“⁴⁸ So könnte es gehen - auch wenn die Zeit durch den Raum weht wie der Wind durch eine Gasse. So haben es das Forscherpaar Trinkhaus und Völker (vgl. Seite 8) sinngemäß formuliert⁴⁹, um auf den Zusammenhang von (männlicher) Herrschaft und der hegemonialen Einschreibung in gegebene Machträume hinzuweisen. Und weil wir im ontologischen Sinne selbst die Zeit und deren Echo sind, uns in ihr bewegen und sie repräsentieren, sind wir es, die durch die Gasse gehen. Und jeder ist frei zu entscheiden, ob er diese Gasse mit hegemonialem Rückenwind durchquert oder sich gegen diesen Wind stellt und selbst die Richtung seiner Existenz bestimmt. Wer ins Rampenlicht seiner Existenz tritt, stellt also in seinem Wer-Sein bestimmte Formen einer Bandbreite von Männlichkeit dar, die mit Männlichkeiten bezeichnet und durch eine gewisse Vielfalt als Seinsweise verkörpert werden können. Und wer ein Bewusstsein von Existenz erlangt, kommt nicht umhin, darauf zu antworten und sich als derjenige zu zeigen, der er ist und nicht nur als solcher, den er zu sein vorgibt. Das ist keine einfache Aufgabe.

Juni 2022

48 Jeff Hearn in: Diana Lengensdorf/Michael Meuser (Hrsg.), *Männlichkeit und Strukturwandel von Erwerbsarbeit in globalisierten Gesellschaften*, Weinheim und Basel 2016, Seite 26

49 Vgl. Stephan Trinkhaus/Susanne Völker in: Diana Lengensdorf/Michael Meuser (Hrsg.), *Männlichkeit und Strukturwandel von Erwerbsarbeit in globalisierten Gesellschaften*, Weinheim und Basel 2016, Seite 182